

TICA

A-7141.

Von Verfasser

Ferdinand Adolf Gelbcke.

Nachruf.

Von

B 1763

Friedrich Meyer von Waldeck.

Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“
Nr. 220, 221 und 222 vom 20., 21. und 22. September 1892.

BIBLIOTHEK
DER
ESTONIA.

D. 243

M ü n c h e n .

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

1892.

Am 24. Mai dieses Jahres bewegte sich ein langer Trauerzug unter feierlichem Orgelklange die breite Treppe der schönen deutsch-reformirten Kirche zu St. Petersburg herab. Voran der blumenüberschüttete Sarg, der nach russischem Brauch von den nächsten Angehörigen und intimsten Freunden des Verstorbenen — darunter manches schneebedeckte Haupt — zum Leichenwagen getragen wurde. Auch dieser prangte im herrlichsten Blüthenschmuck. Nun entwickelte sich die Trauerprocession zahlreicher Mitglieder der deutschen Colonie St. Petersburgs, welche herbeigeströmt waren, einem hochverehrten Manne, einem hervorragenden Genius, das letzte Geleit zu geben. Das Cortége wurde von Fackelträgern eröffnet. Dem Sarge zunächst gingen die Kinder des Verbliebenen; dann folgte ein überaus langes Trauergesolge. Der Zug wanderte über die imposante Nikolaibrücke, welche die breite Nawa in weiten Bögen überspannt, nach dem Smolénskischen Friedhof auf Wassili-Dstrow, dem von zwei Flußarmen und dem Meere umspannten Insel-Stadttheil. Ehrfurchtsvoll erwies die bunte Menge, welche die Straßen bevölkerte, dem vorbeiziehenden Todten die letzte Ehre. Auf dem Gottesacker angelangt, wurde der Heimgegangene mit tiefem Schweigen in den Schoß der Mutter Erde gebettet. Der Sarg wurde in das Grab gesenkt, mit Blumen bedeckt, jeder der Anwesenden warf seine drei Schaufeln Erde hinab, und in feierlicher Stille wurde das Grab geschlossen. Keines Menschen Mund sagte, welchen vielgeliebten und hochgeschätzten Greis man hier zur ewigen

Ruhe gebettet, aber die Nachtigallen schmetterten ihr Frühlingslied in die blaue Luft und kündeten in süßen klagenden Tönen, daß man hier einen deutschen Dichter begraben habe, in weiter Ferne von der waldumrauschten Heimath, einen deutschen Dichter, und wahrlich einen der edelsten!

Daß der Widerspruch, der in der großen Menge Leidtragender aus den gebildetsten Kreisen und der lautlosen Beerdigung lag, durch den ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen hervorgerufen worden, war allen Anwesenden klar. Lautlos trennte man sich. Deutschland hatte einen der besten seiner Söhne, die nordische Zarenstadt einen ihrer geistig bedeutendsten Bewohner verloren. Der zur ewigen Ruhe Eingegangene war Ferdinand Adolf Gelbcke.

Seine unüberwindliche Scheu vor der Deffentlichkeit hat ihn als Dichter und Musiker in weitesten Kreisen nicht so bekannt werden lassen, als er es verdiente. Nur als trefflichen Uebersetzer kennt und nennt ihn Deutschland unter den ersten. Dem zurückgebliebenen nächsten Freunde mag es gestattet sein, der gebildeten Welt zu zeigen, was sie in dem Verstorbenen verloren hat.

Ferdinand Adolf Gelbcke wurde am 6. November 1812 in Zerbst geboren. Sein Vater war Kaufmann, seine Mutter die Tochter eines Hamburger Großhändlers. Von zehn Kindern war er das fünfte. Schon mit sieben Jahren wurde er in die Oberquarta des Zerbster Gymnasiums aufgenommen, aus welchem unter andern der Historiker Gustav Stenzel, der Philosoph Heinrich Ritter und der erste Uebersetzer des Corpus juris ins Deutsche, der Jurist Karl Sintenis, hervorgegangen sind. Gelbcke verließ das Gymnasium 1828, nachdem er den zweijährigen Cursus der Secunda absolvirt hatte, um mit sechzehn Jahren bei dem Buchhändler Eduard Anton in Halle als Lehrling einzutreten. Dort blieb er bis zum Jahre 1831 und betheiligte sich in der letzten Zeit als Compagnon

an Antons Verlagsgeschäft. Die „Geschichte der Poesie des Mittelalters“ von K. Rosenfranz und das „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ von H. Leo sind bei der Firma Anton und Gelbcke erschienen. Aber das Buchhändlergeschäft befriedigte Gelbcke nicht; er schwärmte für die Tonkunst, mit der er sich seit seinem zehnten Jahre zu beschäftigen begonnen. In Halle, wo er vielfach mit den Kreisen der Professoren und Studenten in Berührung kam, hatte er an den musikalischen Auführungen des Museums thätigen Antheil genommen. Jetzt löste er, um seiner Liebe zur Musik genug zu thun, sein Verhältniß zu Anton und ging mit Einwilligung seines Vaters nach Dessau, wo er 2 $\frac{1}{2}$ Jahre Musik studirte unter der Leitung des berühmten Capellmeisters Friedrich Schneider, mit dem ihn Verehrung und Dankbarkeit innig verbanden. In jener Zeit schon sandte er eine Anzahl Gedichte an Chamisso für den Musenalmanach, die jedoch, wie es im verbindlichen Antwortschreiben hieß, wegen der Einsprache des Mitredacteurs abgelehnt wurden.

Nach vollendetem Studium entschloß sich Gelbcke, sein Glück in Rußland zu versuchen, mit welchem Lande, noch von der Kaiserin Katharina II. her, die Anhaltiner Fühlung bewahrt hatten. Er unternahm die Reise, wie es damals noch häufig geschah, in einem Segelschiffe und langte im Herbst 1834 nach stürmischer Fahrt in St. Petersburg an. Eine Empfehlung an seinen späteren Freund, den Musiklehrer Fuchs, öffnete ihm die musikliebenden St. Petersburger Kaufmannskreise und brachte ihm Beschäftigung als Gesanglehrer. Reichliche Einnahmen erlaubten ihm bald, an die Gründung einer Familie zu denken und so verheirathete er sich 1838, fünfundzwanzig Jahre alt, mit der Tochter eines deutschen Arztes, Luise, geb. Scheilin, einer Frau, die mit dem anmuthigsten Außern die entzückendsten Eigenschaften des Geistes und Herzens verband, die ihm das Dasein zu einer ununterbrochenen Kette von Glück und Frieden gestaltete und

mit der er in zweiundfünfzigjähriger idealer Ehe gelebt hat.

Die Einnahmen durch Privatstunden erwiesen sich bald als unsicher und schwankend, als ungenügend zum Unterhalt der sich stets vergrößernden Familie, so daß Gelbcke schon daran dachte, nach Deutschland zurückzukehren und in Zerbst eine Buchhandlung zu übernehmen. Die Sache zerfiel jedoch, und nachdem er im Jahre 1844 mit Frau und zwei Kindern seine Heimath wiedergesehen, entschloß er sich, im gastlichen St. Petersburg zu bleiben. Dort machte er, um sich ein neues Feld der Thätigkeit zu eröffnen, im Jahre 1846 das Examen für höhere Lehranstalten. Es sollte sich ihm aber bald eine dauernde Verwendung von ganz anderer Seite her darbieten. Bereits im Jahre 1838 hatten der damalige kgl. sächsische Gesandte am russischen Hofe, Baron v. Seebach, und der Arzt Dr. Spieß, ein geborner Frankfurter, den St. Petersburger deutschen Wohlthätigkeitsverein gegründet. Dieser Verein, dessen Protector der Deutsche Kaiser, dessen Präsident der jedesmalige deutsche Botschafter ist, blüht und gedeiht noch heute vortrefflich. Er gibt im Jahre gegen 25,000 Rubel für nothleidende Angehörige des Deutschen Reiches aus, verpflegt in seinem Armen- und Erziehungshause über hundert Personen beiderlei Geschlechts und besitzt sein eigenes Arbeitsmagazin, in welchem Frauen und Mädchen durch Arbeitsertheilung unterstützt werden.

Gelbcke, dessen große geistige Kraft und Leistungsfähigkeit man in den maßgebenden deutschen Kreisen bald erkannt hatte, wurde aufgefordert, dem Verein als Mitglied des Verwaltungsausschusses beizutreten, als Secretär des letzteren die Geschäfte zu führen und ein Asyl für 50 Männer und Frauen einzurichten und zu leiten. Er hat diese Aufgaben mit sicherer Hand in vorzüglichster Weise gelöst und dem Asyl bis 1849 als Director vorgestanden. Die Gesamttthätigkeit Gelbcke's für den

deutschen Wohlthätigkeitsverein war ein Ehrendienst, ohne die geringste Remuneration. Um später auf diesen Zweig seiner Wirksamkeit nicht zurückkommen zu müssen, will ich hier noch anführen, daß er die Stelle des Secretärs am Verein bis zum Jahre 1854 verwaltete. Als er sie wegen Ueberlastung mit anderen Geschäften niederlegte, wurde sie von jener Zeit an durch einen besoldeten Beamten versehen. Im Jahre 1872 wurde eine Neuorganisation des Vereins unternommen und wesentlich veränderte Statuten desselben geschaffen. Gelbcke wurde von dem damaligen umsichtigen und thätigen Präsidenten, dem Botschafter Prinzen Heinrich VII. Reuß, wegen seiner umfassenden Sachkenntniß aufgefordert, in den constituirenden Ausschuß einzutreten, dem er jedoch nur so lange angehörte, bis die Reorganisation, die sich trefflich bewährt hat, ins Leben getreten war.

Hier sei denn auch berichtet, daß Gelbcke im Jahre 1857 als wissenschaftlicher Lehrer in die Annenschule — eines der großen deutschen Gymnasien St. Petersburgs — trat, wo er schon früher Gesangunterricht erteilt hatte und an dieser Anstalt der Unterweisung in deutscher Sprache und Literatur mit dem hervorragendsten Erfolge bis zum Jahre 1874 vorgestanden hat, wo er sich nach 22 $\frac{1}{2}$ jähriger Dienstzeit pensioniren ließ.

Ich hatte bei dem Examen Gelbcke's angedeutet, daß ihm eine dauernde Verwendung seiner Kraft unerwartet von anderer Seite kommen sollte. Es war seine aufopferungsvolle uneigennützigte Arbeit für das Wohl der darbedenden Landsleute, die ihm reiche Zinsen trug. Die Familie des Fürsten Bjelosérski-Bjelossélski beabsichtigte, eine Wohlthätigkeitsanstalt, ein Asyl für alte Leute, zu gründen, und hatte zu diesem edlen Zwecke ein Capital von 500,000 Rbl. Wco. bestimmt. Der Fürst sah sich nach einer Persönlichkeit um, welche geeignet wäre, die Stiftung ins Leben zu rufen und zu leiten. Baron Seebach, der fürstlichen Familie befreundet, dem unser Gelbcke beim deutschen

Wohlthätigkeitsverein näher getreten war, empfahl ihn als die am besten geeignete Persönlichkeit. So rief er im Auftrage des Fürsten die neue Anstalt ins Leben. Sie wurde im Jahre 1849 eingeweiht und Gelbcke zum Director derselben ernannt. Zur oft ausgesprochenen höchsten Zufriedenheit der Bjelossélski'schen Familie blieb er an ihrer Spitze bis zum Jahre 1882, wo er wegen seines vorgerückten Alters um Entlassung bat und unter den günstigsten Bedingungen pensionirt wurde. Als ein Zeichen der Gunst, des Vertrauens und des Dankes der damaligen Mitglieder des fürstlichen Hauses wurde die Direction der Anstalt Gelbcke's Sohn, einem tüchtigen Arzt, übergeben.

Ehe ich die vornehmste Aufgabe dieses Nachrufs, die Schilderung der dichterischen und schriftstellerischen Thätigkeit Gelbcke's, zu lösen versuche, mag es mir vergönnt sein, den Blick über seine musikalischen Werke streifen zu lassen. Auch hier hat ihn seine fast krankhafte Scheu vor der Doffentlichkeit bewogen, fast Alles, was er geschaffen, in seinem Pulte zu vergraben. Nur in seltenen, glücklichen Augenblicken, wenn er sich von wenigen verständnißvollen Freunden umgeben sah, war er zu bewegen, etwas von seinen Compositionen hören zu lassen, die selbstverständlich nach dem Vorbilde der Werke unsrer besten musikalischen Classiker entstanden waren. Außer einem Heft Lieder, das, ich weiß nicht wann, bei Breitkopf und Härtel erschien und das bis jetzt im Nachlaß nicht gefunden wurde, ist nichts gedruckt. Dagegen ergab seine musikalische Hinterlassenschaft an Manuscripten: eine unvollendete Oper, Composition von Goethe's „Scherz, List und Rache“ (1839—43); ungefähr 60 Lieder für eine Singstimme (theilweise eigener Text) (etwa 1860); fünf Lieder für gemischten Chor (1863, Erinnerungen an einen Landaufenthalt in Gätchina); 18 Lieder für Männerchor (aus verschiedenen Zeiten); mehrere Gelegenheitslieder; ein Ave Maria; eine Symphonie (1839)

im Clavierauszug zu vier Händen, nur von einem Theile ist die Instrumentirung ausgeführt.

Während des Krimkrieges im Jahre 1854 wurde in dem Bjelossélski'schen Asyl durch Gelbcke ein Hospital von 50 Betten für die Landwehr (Opoltschénie) eingerichtet, welches 16 Monate bestand und nach dem Friedensschluß zu existiren aufhörte. Als Arzt dieses Lazareths fungirte Dr. Max Cambecq, ein junger Mann, der seine akademischen Studien eben beendigt hatte. Die geschäftlichen Beziehungen zwischen ihm und Gelbcke führten zu genauerer Bekanntschaft, und da Cambecq eine poetisch reich begabte Natur war, ergab es sich wie von selbst, daß die beiden Männer im Geist und Gemüthe einander nahe traten. Cambecq war damals schon Mitglied der deutschen poetischen Gesellschaft, die nicht lange Zeit vorher in St. Petersburg gegründet war. Er führte derselben Gelbcke zu, der bald eine der hervorragendsten Spitzen des Vereins wurde.

Des Zusammenhangs wegen muß ich hier einige Worte über jene Vereinigung dichterisch veranlagter und angeregter Männer in der nordischen Metropole einschalten. Ich habe über den Gegenstand früher schon ausführliche Mittheilungen veröffentlicht und kann wegen des Näheren auf diese verweisen.¹⁾ Es war im Herbst des Jahres 1853. Ich zählte erst kurze Zeit zu den Bewohnern der Residenz und hatte nicht lange vorher den ausgezeichneten Dichter und Arzt Friedrich Hinze kennen gelernt, über dessen Persönlichkeit, Leben und Schaffen man sich aus der Vorrede zu seinen Schriften sattsam unterrichten kann.²⁾ Da machte ich ihm den

1) Unsre Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Herausgegeben von Rudolf v. Gottschall. Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig. Jahrgang 1881. Band II, darin: Geistiges Leben der Petersburger Deutschen von Friedrich Meyer von Waldeck. S. 229 ff.: Pflege der Dichtkunst.

2) Poetische Schriften von Friedrich Heimbertsohn Hinze. Mit einem biographischen Vorwort herausgegeben von Friedrich

Vorschlag, in einem geselligen Vereine den Mittelpunkt für die deutschen Dichter St. Petersburgs zu gründen, zu gegenseitiger Mittheilung, Kritik und Anregung. Hinze erfaßte diesen Gedanken mit der begeisterten Liebe, die er für die Poesie im Herzen trug, und derselbe Herbst noch sah die gewünschte Vereinigung ins Leben treten. Man versammelte sich einmal wöchentlich bei den Theilnehmern der Reihe nach, las sich die eigenen Productionen vor und kritisirte herzhast. Diese Abende wirkten auf alle Mitglieder des Vereins belebend und befruchtend, und manche schöne Dichtung verdankt ihnen den Ursprung. Wie erwähnt, trat Gelbcke dem Verein im zweiten Jahre seines Bestehens bei.

Am Ende des Jahres 1855 faßte man den Beschluß, mit den Erzeugnissen des gemeinsamen poetischen Schaffens auch gemeinsam an die Oeffentlichkeit zu treten und eine jährlich erscheinende Sammlung der Gedichte des Vereins herauszugeben. Anfangs 1857 erschien dieser erste Versuch eines St. Petersburger Musenalmanachs,¹⁾ 1858 wurde der zweite Jahrgang herausgegeben. Rasch hintereinander erfolgende Todesfälle lichteten die Zahl der Mitglieder, und die „Schneeflocken“ wurden nicht weiter fortgesetzt. Von ihnen erhielt der Verein den Namen „die Wolke“. Daß dieser nordische Musenalmanach auch in Deutschland freudig begrüßt wurde, mag durch den untenstehenden Brief bezeugt werden, den ich eben in den Protokollen der „Wolke“ aufsand und der niemals veröffentlicht wurde. Man hatte den ersten Jahrgang der „Schneeflocken“ dem unter den deutschen Patrioten damals hervorragendsten, Sr. Hoheit dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, zugesandt und empfing von demselben das folgende Schreiben:

Meyer von Waldeck. Berlin. Verlag von Alexander Duncker, 1859—1864. 3 Bde. S. 1 ff.

1) Schneeflocken. Poetisches Jahrbuch aus Rußland. Erster Winter. Leipzig, Dörffling und Francke. 1857. — Zweiter Winter. Berlin, Alexander Duncker. 1858.

„Mit dem wärmsten Interesse empfing ich Ihre poetische Sendung aus St. Petersburg und die sie begleitenden Zeilen. — Unter den vielen Zurufen, die mir aus allen Regionen deutscher Zunge für das geringe Maß nationalen Strebens entgegenschallen, mit dem mir zu wirken vergönnt ist, waren Ihre „Schneeflocken“ der erste Gruß, der mir aus dem russischen Norden erklang. Ich heiße den Gruß willkommen, und um so freudiger, als ich in den Schneeflocken das untrügliche Wetterzeichen erkenne, daß die starre Kälte in Ihrem Norden gebrochen und im Begriff ist, den milderen Lüften das Feld zu räumen, die der West nach Osten weht. —

„Fangen Sie den günstigen Windhauch, pflegen Sie ihn und fahren Sie fort, mit der unbefiegbaren Triebkraft deutscher Natur zu wirken, die auch in den fernsten Zonen und unter den schwierigsten Verhältnissen nicht aufhört, mit heimathlichem Sange und poetisch veredelnd den Boden zu bauen!

„Von mir aber nehmen Sie den wärmsten Dank für Ihre schönen Lieder, sprechen Sie ihn nicht minder denen aus, die mit Ihnen gesungen, und halten Sie Sich überzeugt, daß ich stets je lieber dem deutschen Sange lausche, je ferner er zu mir herübertönt!

Gotha den 23. März 1858.

Ihr ergebener

Ernst.“

Einen eigenthümlichen Sporn zu lebhaftem poetischen Schaffen hatte bald nach der Gründung des Vereins der Beschluß hervorgerufen, von Zeit zu Zeit, in Gestalt eines einfachen Wortes, das Thema zu beliebiger dichterischer Verwerthung zu geben. Solche Aufgaben waren unter andern: Lampe, Brücke, Gang, Schenke, Hab' acht. Sie wurden von allen Mitgliedern des Vereins, von dem-einen lyrisch, vom andern episch, vom dritten dramatisch bearbeitet. Diese Dichtungen finden sich theils in den „Schneeflocken“, theils in den poetischen Schriften

der Vereinsgenossen, theils bilden sie selbständige Werke. Ich komme auf dieselben bei Gelbcke's poetischen Schriften zurück.

Von Gelbcke's schriftstellerischer Thätigkeit sind uns, nach vorläufiger Schätzung, vierzehn Werke recht verschiedenen Umfangs geblieben, die meisten veröffentlicht, einige wenige im Manuscript. Von den gedruckten Schriften kennen wir meistens nur die Zeit des Erscheinens, von den nicht gedruckten die Zeit der Abfassung. Vor Gelbcke's Beitritt zum poetischen Verein erschienen die drei ersten Nummern; von allen soll hier in annähernd genauer chronologischer Folge berichtet werden.

I. „Albrecht Dürers Tod. Drama in zwei Aufzügen“. ¹⁾ In einem Widmungsgedichte voll begeisterten Schwunges, datirt vom Neujahrsmorgen 1836, ist dieser erste dramatische Versuch dem edlen Meister Gelbcke's in der Musik, Friedrich Schneider, zugeeignet. Des Dichters poetische Entwicklung ist offenbar aus mancherlei äußeren Gründen im Anfange langsam vorgeschritten. Erst als die Anregung der „Wolke“ fördernd auf ihn einwirkte, kamen seine trefflichen Gaben schnell zur Reife, er fand das ihm zusagende Feld poetischer Thätigkeit und schuf Werke von reiner und reicher Schönheit. In „Dürers Tod“ hat sich der Dichter in der poetischen Gattung vergriffen. Zu einer Novelle in Prosa, einer Erzählung in Versen hätte sich der Stoff wohl geeignet, und es wäre Gelbcke sicher gelungen, denselben anmuthig und interessant zu gestalten. Für das Drama war er gänzlich ungeeignet und bietet auch nicht die geringsten Elemente, welche auf diese poetische Form hätten führen können. So ist denn das Ganze als poetisches Kunstwerk mißrathen, wenn es ihm auch nicht an einzelnen schönen Stellen fehlt, wie das bei Gelbcke's reicher Begabung auch in seinen Jugendwerken nicht anders möglich war. Ueber den Stoff urtheile der Leser selbst.

¹⁾ Leipzig, bei Karl Friedrich Dörffling. 1836. 8. 112 S.

Das Hauptereigniß — von Handlung finden sich im ganzen Schauspiel nur geringe Spuren — ist Dürers frühzeitiger Tod, herbeigeführt durch die ununterbrochene moralische Qual, die er durch sein zänkisches Weib erduldet.¹⁾ Die reiche Malerstochter Agnes Frey und der arme Goldschmiedssohn Albrecht Dürer sind von den Vätern zusammengegeben, ohne daß man die Kinder um ihre Neigung befragt hat. So führen sie ein Eheleben ohne Liebe und die wirthschaftlich emsige, aber geizige Hausfrau und der geniale Künstler wandeln fremd neben einander her, jeder von des Andern Charakter-Eigenthümlichkeiten gequält und gemartert. Bei seinem Aufenthalte in Venedig, wo Meister Albrecht mit seinem berühmten Gemälde „Die Krönung der Jungfrau Maria“ die Bartholomäuskirche der deutschen Kaufleute schmückte, hatte er die schöne, geistvolle und überaus liebenswürdige Emma Candiano kennen gelernt. Ihr Bruder Leonardo hatte den Freund ihr zugeführt, mußte dann Venedig verlassen und wurde auf seiner Reise von Corsaren gefangen genommen. Der innigvertraute Umgang zwischen Dürer und Emma dauert fort, und da er eines Tages verzweifelt und niedergebeugt zu ihr kommt, als böse Neider sein Bild in der Kirche entstellt und geschändet haben, schlagen die Flammen der Liebe über beiden zusammen und sie vergessen die Schranken, welche die Welt zwischen ihnen aufgerichtet. Nach einem Jahre liegt Emma in stiller Gruft. Die Tochter Catharina, welche sie Dürer geboren, wird als Pflegling in seinem Hause zu Nürn-

1) Willibald Pirckheimer schrieb 1528 an Johann Tscherte: „Und dauert mich nichts hoher, dann daß er so eines hartseligen Todes verstorben ist — welchen ich nach der Verhengung Gottes niemand dann seiner Hausfrauen zusachen kann — die im sein Herz eyngenagen und der massen gepeyniget hat, daß er sich deß schneller von hinnen gemacht hat.“ — Der Dichter hat diese Stelle seinem Drama als Motto vorangesetzt. Uebrigens soll Frau Agnes nicht so schlimm gewesen sein, wie sie die Freunde Dürers und die Tradition gemacht haben.

berg erzogen, ohne daß Frau Agnes ihre wahre Herkunft kennt. Kurz vor Albrechts Todestage (6. April 1528) beginnt das Drama. Durch die unerträglichen moralischen Mißhandlungen seines Weibes ist Dürer an den Rand des Grabes gebracht. Zu einem letzten Bilde noch rafft er seine Kraft auf, zu einer Himmelfahrt Christi, welches Werk der Heiland selbst im Traume von ihm begehrt hat. Das Bild ist vollendet bis auf das Antlitz des Erlösers, das ihm in seiner himmlischen Majestät noch nicht gegenwärtig ist und für welches er eine neue Erscheinung Christi im Traume erwartet. Inzwischen ist sein geliebter Schüler Hans Schäuflin, ein wohlhabender begabter Jüngling, von einer Wanderung nach Italien zurückgekehrt und hat in Venedig Dürers Krönung der Maria copirt, um dem Meister mit dem Abbilde seines Werkes eine Freude zu machen. Während dessen ist Leonardo Candiano nach sechzehnjähriger Gefangenschaft unter den Seeräubern in die Heimath zurückgekehrt, hat statt der geliebten Schwester nur ihr Grab gefunden, die Geschichte ihres Falles und des Urhebers desselben bleibt ihm nicht unbekannt und sobald er sich von der Vaterstadt trennen kann, eilt er gen Norden, um Rache an dem Verführer der Schwester zu nehmen. In seinem ganzen Auftreten, auch in dem friedlichen Aufgeben seiner Rachegefühle, erinnert Leonardo nicht wenig an Don Valeros in Müllners „Schuld“.

Es folgt nun eine Kette von Enthüllungen. Die Mutter Gottes auf dem von Schäuflin copirten Bilde Albrechts trägt Emma's Züge. An der Aehnlichkeit wird der Pflegling Katharina als deren Tochter erkannt. Dürer bekennt sich als ihr Vater. Sterbend malt er noch das Antlitz des Erlösers auf dem unvollendeten Bilde, das Schäuflin heimlich von Agnes gekauft hat, um den Meister vor den ewigen Mahnungen und Verfolgungen des Weibes zu schützen. Leonardo verzeiht dem ehemaligen Freunde, und Meister Albrecht segnet vor dem Erlöschen des letzten

Lebensfunken den etwas rasch geschlossenen Liebesbund von Hans und Katharina mit den beherzigenswerthen Worten, die gewissermaßen die Idee der Dichtung aussprechen:

„O Tochter! mach ihm sanft
Den rauhen Weg des kummervollen Lebens,
Dann wird auch dein Pfad sich mit Rosen schmücken.
Sei ihm ein Weib, wie es der Künstler braucht,
Mild, duldsam, sanft und der Erhebung fähig;
Wenn er vom Wege abschweift, führe ihn
Durch Liebe auf den rechten Weg zurück;
Ehr' seine Träume, ruf ihn nicht herab
Mit strengem Wort, wenn er am Himmelslicht
Der Kunst die lichtbedürft'ge Seele nährt;
Halt hoch die Kunst, der er sein Leben weicht
Und bringe stets den ersten Lohn ihm dar —
Den schönsten!“ . . .

„Wenn ihr einst glücklich seid und froh auf Erden,
So denkt zurück an diese heil'ge Stunde,
In der der alte Vater von euch schied,
Der, ach, mit seines ganzen Lebens Freuden
Das Wort bezahlt, mit dem er jetzt euch mahnt.“

Er stirbt, nachdem Frau Agnes die Weihe der Todesstunde noch durch eine recht verletzende Scene gestört hat. Schäuflin spricht das letzte Wort:

„Des Künstlers Heimath ist die Erde nicht“.

Hätte Gelbcke, wie gesagt, den Stoff episch gestaltet, er würde bei seiner unzweifelhaften Begabung für diese Form ein ansprechendes Kunstwerk geschaffen haben. Zum Drama fehlte nicht allein dem Stoffe jede Eigenschaft, auch dem Dichter gebrach es noch an der Kraft dramatischer Erfindung wie an der Leidenschaft, welche dramatische Conflictte erzeugt. Der Charakter der Agnes, an sich schon höchst widerlich, ist durchaus verzeichnet. Sie spricht das eine Mal ebenso unmotivirt vernünftig, wie das andere Mal beschränkt, eigensüchtig, zänfisch.

II. „Octavianus Magnus: Ein satirisches Gedicht in vier Gesängen (illustrirt). Allen Freunden der Tonkunst gewidmet.“¹⁾ Hatte sich Gelbcke bei der oben besprochenen Dichtung in Stoff und Form vergriffen, so wendete er sich hier einer poetischen Gattung zu, die ihm durchaus nicht eignete. Ihm erging es, wie manchem bedeutenden Dichter, der lange Zeit in allen möglichen poetischen Gebieten sich versuchte, ohne etwas Gelungenes zu Tage zu fördern, bis er endlich das seiner Begabung adäquate Feld des Schaffens fand. Wie manchem gelang dies erst am Ende seiner Tage — ich erinnere an Zimmermann. So lange dauerte das Irren und Fehlgreifen bei Gelbcke freilich nicht, aber sein Versuch in der Satire muß als verunglückt bezeichnet werden. Der Hauptfehler liegt darin, daß nicht eine allgemein menschliche Schwäche, ein verbreitetes Gebrechen lächerlich gemacht wird, sondern eine Specialität, die allerdings eine Zeit lang gewisse Kreise aufregte, aber doch nirgends eine nachhaltige Wirkung erzielt hat. Da unser Poet auch Musiker und ein Musiker edelster Richtung war, so ist ihm sein Eifer und seine Galle gegen das Virtuosenenthum wohl zu verzeihen; denn gegen das Virtuosenunwesen im dritten Jahrzehnt unsres Jahrhunderts sind die vier Gesänge des satirischen Gedichts gerichtet. Ueberhaupt fehlte Gelbcke die satirische sowohl wie die komische Ader. So Hochbedeutendes er als Lyriker, Epiker und poetischer Uebersetzer geleistet hat, so ist doch diese Satire ebenso wenig gelungen zu nennen, wie seine komischen Gedichte, von denen später die Rede sein wird.

Es ist die Geschichte eines Claviervirtuosen à la Liszt, die der Dichter gerade zur Stunde der wildesten Liszt-Maserei erzählt und damit gewiß die richtige Zeit traf. Capriccio, der Geist der Neckerei, sieht in einer öden, flachen Gegend

¹⁾ Hamburg bei Hoffmann und Campe. 1840. kl. 8. 72 S. — Der Name Octavianus ist hier von der Octave des Claviers abgeleitet.

— man denkt unwillkürlich an die ungarische Puzta — das neugeborene Söhnlein des Dorfcantors, haucht dasselbe an und prädestinirt es dadurch zu menschlicher Größe. Der Vater bestimmt den Leibeserben zum Musikus — so muß er also ein großer Tonkünstler werden. Ein elfter Finger, der ihn als Claviervirtuosen zum Wunder der Welt gemacht hätte, wird unglücklicherweise auf Wunsch der Eltern operirt. Natürlich entwickelt sich schon früh das Virtuositenthum in dem Knaben, der, wie der Dichter lebhaft bedauert, nicht als Wunderkind in der Welt umhergeführt wird, sondern regelrecht ein Conservatorium besucht und dasselbe als vollendeter Ton- und Fingerkünstler verläßt. Ruhm und Anerkennung, die ihm die Heimath zunächst versagt, findet er in Paris, von wo aus er als Triumphator nach Deutschland zurückkehrt und dort Alles durch seine großartigen Leistungen gefangen nimmt. Recht drollig ist die Schilderung, wie der Virtuose in seinem Concert die Sintflut mit Noah und dessen Rettung in der Arche spielt. Von den Spießbürgern der Stadt wird Octavianus Magnus für seine großartigen Leistungen zum Ehrenbürger ernannt und ihm von einer Abordnung derselben feierlichst der Spieß überreicht.

Die Nachricht, daß Paris einen neu aufgetauchten Künstler verherrliche, ruft ihn schleunigst dorthin. Er findet sich vergessen und seinen Platz ausgefüllt. Nun hofft er, die Heimath werde ihm treu geblieben sein und kehrt eiligst nach Deutschland zurück. Auch dort findet er seine Stelle besetzt. Auf seine Klagen und Vorwürfe, seinen Zorn und seine Erbitterung erwidert Capriccio:

„Du warst im Grunde nichts, als ein Versuch!
 Doch ist er nicht ganz übel ausgeschlagen,
 Ich seh, es wirkt Musik in unsern Tagen,
 Drum setz' ich auch das Ding sogleich in Zug.
 Der jezo dich besiegt, wird auch nicht dauern,
 Ich hab' schon einen andern präparirt,
 Doch halt ich ihn noch zwischen Mauern,
 Damit er nicht zu früh mir echappirt.

Dem folgt ein dritter, vierter, fünfter, sechster,
 Und jeden mach' ich künstlicher, verhefter,
 Bis daß zuletzt nach ein'ger Frist
 Das Publicum des Dinges müde ist."

„Und dann?“ fragt der zerschmetterte Künstler ;

„Dann — spricht Capriccio im Verschwinden,
 Dann werd' ich schon was Andres finden.“

III. „Die Peri. Ein dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen.“¹⁾ Kein Drama, bei welchem die Bühne ins Auge gefaßt wäre, haben wir hier vor uns, wie in „Dürers Tod“, sondern eine Dichtung, für welche der Autor die dialogische Form wählte, weil sie ihm am besten zu passen schien, ohne daß er auch nur an die Bühne oder die Aufführbarkeit gedacht hätte. Eine Dichtung, wie etwa Tiecks dramatisirte Märchen, oder mehr noch, der Behandlung nach, wie Goethe's Faust: epische Rhapsodien in dramatischer Form, bei denen auch nicht eine einzige der üblichen Bedingungen des Dramas eingehalten wird. Dabei begegnen wir an ungezählten Stellen in die Augen fallender Abhängigkeit von berühmten Mustern. Trotz alledem enthält die „Peri“ eine reiche Fülle poetischer Kraftentwicklung, wir begegnen Partien von edelster Schönheit, und ich möchte die Dichtung als den Durchbruch Gelbcke's zu eigener Originalität und poetischer Reife betrachten.

Prinz Erwin, der Erbe eines westländischen Reiches, treibt sich mit seinem Knappen im fernen Orient umher und erinnert deutlich an Huon von Bordeaux mit seinem Scherasmin. Er weiß nichts vom Tode seines königlichen Vaters und ist für die Heimath verloren gegangen, denn der Zauberring, der ihn in beständigem, geheimnißvollem Connex mit dem heimischen Magus und Astrologen erhielt, ist ihm abhanden gekommen. Hier begegnen wir in breitester Weise dem Einfluß der Romantiker: allerlei Zauber-

1) Leipzig bei Karl Friedr. Dörffling. 1845. 315 S. fl. 8.

wesen, belebte und personificirte Natur, der Orient, die Peris, die Diven und anderes mehr — man glaubt sich vor der wundersamen Camera obscura der Tieck, Arnim und Brentano zu befinden. Auf seinem Wanderzuge im Osten — der Dichter nennt Erivan als Schauplatz — erblickt und liebt Prinz Erwin die mit einem menschlichen Helden gezeugte Tochter einer Peri, welcher bei ihrer Geburt von der Königin dieser überirdischen Wesen eine mystische Binde um das Haupt geschlungen wurde. Sobald ihr die Binde abgenommen wird, muß sie sterben. Inzwischen hat sich der Narr des verstorbenen Königs, welcher ein wenig Shakespearelt, auf die Suche des verloren gegangenen Prinzen begeben, der Astrolog folgt ihm später nach. Am Ostertage treffen beide zu Jerusalem mit Erwin und seiner geliebten Suleicha in der Kirche des heiligen Grabes zusammen, wo die Tochter der Peri die christliche Taufe empfängt — eine sehr hübsch erfundene und trefflich ausgeführte Scene. Suleicha wird des heimkehrenden Erwin Gemahlin. Allerlei Abenteuer, Empörung, Thronraub, Krieg, erwarten ihn in seinem Reiche. Er geht als Sieger aus ihnen hervor, aber im Moment höchsten Glückes stirbt die Geliebte. Die Mutter, um sie vor irdischem Leid zu bewahren, hat selbst die Binde von ihrer Stirn gelöst. Nun ist der Fehltritt der Mutter verziehen, sie wird mit der Tochter der Schaar der Peris eingereiht, mit denen sie die nächtliche Feier am Throne der Königin begeben. Mancherlei Einflüsse, außer den genannten, klingen aus der Dichtung hervor, die noch die ganze Unselbständigkeit der Jugend verräth. Das Gekrümme der Volksmassen und anderer Gruppen, der Heermeister, der Kanzler sind vom zweiten Theil des Goethe'schen Faust eingegeben. Christenthum, Heidenthum, Orient, Occident, altperischer Dualismus und griechische Mythologie — Alles das spielt in kaleidoskopischem Bilde bunt durcheinander mit vielen anmuthigen poetischen Zügen, aber doch ohne befriedigende Einheit.

IV. Der Deutsche im fremden Lande pflegt in der Regel in treuer Vaterlandsliebe die Brüder in der Heimath weit zu überbieten. So hat sich denn auch bei jedem patriotischen Vorgange die ansehnliche deutsche Colonie St. Petersburgs stets auf der ganzen Höhe ihrer Bedeutung gezeigt. Als im Jahre 1859 das hundertjährige Geburtsjubiläum unsres populärsten Dichters von den Deutschen der ganzen Welt festlich begangen wurde, berief man in der Residenz des Zaren von deutscher Seite eine allgemeine Versammlung, um über eine zu veranstaltende Schillerfeier zu berathen. Gelbcke, der sich immer zurückhielt, war nicht zur Theilnahme zu bewegen. Die Versammlung wählte ein Comité von elf Personen, das die Angelegenheit in die Hand nehmen sollte, und dieser Vollziehungsausschuß hat seine Aufgabe mit Fleiß und Geschick gelöst. Unter anderem wurde eine große Festvorstellung im kaiserlichen Theater projectirt, bestehend in einem Schauspiel von Schiller und einem allegorischen Drama, welches eine Reihe lebender Bilder aus seinen größeren dramatischen Werken enthalten sollte. Das Comité ersuchte Gelbcke, die Abfassung dieses Festspiels zu übernehmen. Er sagte bereitwillig zu und konnte schon im Spätsommer seine Dichtung den Auftraggebern vorlegen. So viel ich mich erinnere, war es ein prächtiges Werk; nach Inhalt und Form glücklich erfunden, und die Ausführung in hohem Grade gelungen. Ludwig Bohnstedt, der leider zu früh verstorbene Schöpfer des ersten deutschen Reichstagsgebäudes, Mitglied des Schillercomités, übernahm es, die Entwürfe zu den nothwendigen neuen Decorationen zu zeichnen. Alles war auf dem besten Wege, da wurde von allerhöchster Stelle jede Schillerfeier untersagt, und das Petersburger Comité mußte sich darauf beschränken, die gesammelte stattliche Summe der deutschen Schillerstiftung zu übersenden. Jede andere Arbeit war vergeblich gewesen. Gelbcke's Festspiel, von dem nie etwas in die Deffentlichkeit gedrungen, obwohl bis jetzt nicht

aufgefunden, muß noch unter seinen hinterlassenen Papieren liegen.

V. Inzwischen war Gelbcke nicht nur unter den Gebildeten der St. Petersburger deutschen Colonie, sondern auch in den höchsten Schichten der russischen Aristokratie als hervorragender Dichter bekannt geworden. Als nun im Jahre 1862 am 1. October das hundertjährige Jubiläum der Schule zu St. Petri — des ältesten deutschen Gymnasiums — feierlich begangen werden sollte, ersuchte ihn der ad hoc niedergesetzte Ausschuß, ein Jubiläumsfestspiel zu verfassen und zwar derart, daß es von den Schülern der Anstalt allein aufgeführt werden könnte. Gelbcke unterzog sich mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit auch dieser Aufgabe, obgleich er zur St. Petri Schule in keinerlei Beziehung stand, und erwarb sich durch die außerordentlich geschickte Lösung die allgemeinste Anerkennung.

Der Humor als Prolog eröffnet das Spiel und deutet den Zuschauern leise an, daß sie hier auf der Bühne eine Allegorie erblicken werden, daß unter dem Wald, der die Scene bildet, die hundertjährige Anstalt, unter der Dorfgemeinde, deren Felder er schützt, die deutsche Colonie der nordischen Hauptstadt zu verstehen sein möchte. Nun öffnet sich der Vorhang, und die Bühne stellt das Innere eines hochgewachsenen Waldes dar mit einem besonders stattlichen Eichenbaum in der Mitte. Der treue Eckart, des Waldes Hüter und Schirmer, findet unter diesem Baume den ewigen Juden Ahasverus und vertreibt ihn mit zornigen Scheltworten. Wir erfahren im weiteren Verlaufe, daß in dem Walde noch mehr solches nichtsnutziges Gesindel haust, welches die Kinder verführt und vom Guten abwendig macht. Diese schlimmen Elemente erscheinen nach und nach sämmtlich und gerathen entweder unter einander in Streit, wie Grobian und Kaufebold, deren Charakter schon im Namen erklärt ist, oder sie werden von dem getreuen Eckart, in Begleitung seines hülfebereiten Knechts Ruprecht, beseitigt.

Thasverus bedeutet die Unrast, die Wanderlust ohne Zweck und Ziel. Nach ihm hören wir verlockendes Flötenspiel, das vom Rattenfänger von Hameln auszugehen scheint. Während Eckart fortgeht, um den Urheber aufzufinden, erscheint Münchhausen, der Geist der Lüge, der vor den bereits genannten Grobian und Kaufbold reißaus nimmt. Nach ihnen wälzt sich der Faulpelz herein, den ein kleines Heinzelmännchen in seiner bestialischen Trägheit bestärkt, indem es alle Arbeit für ihn übernimmt und ihm die Erdbeeren in den Mund wachsen läßt. Auch Eulenspiegel, der Schalksnarr, haust in dem Walde, der nichts im Kopfe hat, als alberne dumme Streiche und Neckereien. Wie alle diese unsaubereren Geister aus dem Walde entfernt sind, bricht der Morgen an, Musik tönt in der Ferne, die Dorfgemeine: Greise, Männer, Weiber, Kinder, zieht herbei, um den Tag festlich zu begehen. Ein Greis erklärt in feierlichen Octaven die Bedeutung des Jubelfestes und mahnt zum Danke für Gott und die Herrscher des Landes, welche der Gemeine den Bezirk, auf welchem der Wald steht, zum Geschenk gemacht haben. Als Alle zu frommem Dankgebet auf die Knie gesunken sind, erscheint der treue Eckart ungesehen im Hintergrunde und spricht vortreffliche Schlußworte, deren letzte Verse lauten:

„Das Werk sinkt nicht in Asch' und Nacht,
Das Gott gefällt und Treu' bewacht.“

VI. „Die Mutter der Strelizen. Tragödie (in einem Aufzug“. ¹⁾ Um falsche Combinationen über dieses Werk Gelbcke's abzuschneiden, will ich zuvörderst bemerken, daß es mit dem Inhalt des schwächlichen Dramas von Franz Maria Joseph Babo ²⁾ gar nichts gemein hat. Letzteres spielt zwar auch unter Peter dem Großen und behandelt die Revolte der Strelizen, aber der als Haupteffect und Angelpunkt benutzte Moment ist die traditio-

¹⁾ Leipzig. Verlag von Julius Klinckschardt. 1865. (95 S. 120.)

²⁾ Die Strelizen. Heroisches Schauspiel in vier Acten. München 1790 und Berlin 1793.

nelle Erzählung, daß der Zar sich allein in eine Versammlung der Verschwörer gewagt und ihnen durch seine Unererschrockenheit und die Energie seines Auftretens so imponirt habe, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben, ehe noch die beordneten Truppen zur Stelle eingetroffen waren. Alles Uebrige in den matten vier Acten des Autors ist eigene, wenig glückliche Erfindung.

Gelbcke's Tragödie beruht auf einer Erzählung des bekannten russischen Dichters Nestor Kukolnik, welche ihrerseits nicht ohne historische Grundlage sein mag.¹⁾ Drei Brüder Nasarow, Zwán, Jegór und Dimitri, die einzigen Kinder einer Wittwe (Olga), gehören den Streliken²⁾ an, sind mit ihren Genossen des Hochverraths überwiesen und zum Tode verurtheilt. Mit dem Muth der Verzweiflung drängt sich die Mutter in die Nähe des jungen Zaren und fleht zu seinen Füßen mit kühnem Troß um Begnadigung für ihre Kinder. Peter ist tief bewegt von dem unsagbaren Schmerz der Armen, doch Gnade für alle drei, die mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurden, ist unmöglich. Aber sie soll nicht sagen können, daß sie des Zaren Angesicht geschaut und ohne Trost hinweggegangen wäre. Von ihren Söhnen schenkt er dem das Leben, den sie erwählt, — die andern müssen sterben. So läßt er sie zurück — in größerer Qual, als sie empfunden, da ihre Söhne alle drei in den Tod gehen sollten. Doch des Zaren Befehl muß ausgeführt, seine Gnade darf nicht zurückgewiesen werden. In den Kerker geführt, den die Brüder bewohnen, wird ihr die Wahl unmöglich. Jeder von den tapfern Söhnen verzichtet für sich auf des Herrschers Gnade; ihr edler Wettstreit läßt den Zwiespalt ungelöst. So muß denn das Loos entscheiden. In mancherlei feinen Zügen

1) Eine deutsche Uebersetzung findet sich in: A. Lewald, Russische Geschichten. Hannover 1846.

2) Eigentlich Strjelézen (Schützen), das Corps der zarischen Leibwächter.

weicht Gelbcke von Kufol'niks Erzählung ab. In letzterer stirbt der zum Leben bestimmte Sohn durch eine Kette von Zufällen. Unter der Kerkerwache erblickt er den Verräther, den Angeber der Strelizen. Wie er sich in Zorneswuth auf ihn stürzen will, gleitet er aus, fällt mit der Schläfe auf die steinerne Stufe und ist eine Leiche. Die Mutter erblickt darin den Fingerzeig Gottes, der nicht will, daß der Schuldige seiner Strafe entrinne. Nachdem Gelbcke die Qualen der Mutter, die vor der unnatürlichen Wahl zurückschreckt, und den Wettstreit der Brüder, von denen jeder für die andern in den Tod gehen will, mit den lebhaftesten Farben in erschütternder Weise geschildert, läßt er die drei Strelizen um die Begnadigung würfeln.

„Die höchsten Würfe Tod! Der niedrigste
Des Zaren Gnade!“

Jegór, der mittlere, hat die kleinste Zahl. Aber er ist weit davon entfernt, sein Schicksal von dem der Brüder zu trennen. Sie werden fortgeführt, die Mutter stürzt ihnen nach, Jegór bleibt im Kerker zurück. Er wirft dem Zaren „seine Bettlergabe vor die Füße“. Der Trommelwirbel, welcher das Ende der Brüder bezeichnet, ist für ihn das Signal, sich zu tödten.

Peter wohnt selbst der Hinrichtung aller verurtheilten Strelizen bei. Ermattet kehrt er zurück und hält Zwiesprach mit Lefort bei einem Kloster, vor dessen Thore Olga erschöpft und zerschmettert auf einer steinernen Bank hingesunken ist. Dieser Dialog gehört zu den bedeutendsten Stellen der Tragödie. Lefort macht dem Zaren Vorwürfe, daß er das blutige Schauspiel angesehen. Das Auge der Majestät blicke Gnade, darum wolle es die Sitte,

„Daß des Gesetzes sühnend Rächerschwert
Vor ihrem Angesicht sich nicht enthülle.“

Nach mehreren Gegenreden schließt der junge Zar das Gespräch mit den Worten:

„Wenn wir so herrlich unsre Bahnen wandeln,
 Der Dinge Maß so sicher finden könnten,
 Wenn Zweifel nicht auf jedem Schritt uns quälten
 Und unsre Kräfte lähmten! Sieh, dies Wehgefühl
 Trieb mich hinaus; mit eig'nen Augen mußt' ich
 Den Blitz einschlagen seh'n, den ich, bei Gott,
 Ganz wider meines Herzens Drang geschleudert,
 Gehorsam meiner Pflicht! Das war die Probe!
 Als ich sie sterben sah, — als Haupt um Haupt
 Zu Boden sank und Rußlands theures Blut,
 Dasselbe, das in meinen Adern rinnt,
 Die Erde tränkte; Seufzer und Geschrei
 Die athemlose Stille jäh durchbrach
 Und wieder hinstarb, wie gelähmt von Schrecken;
 Als tief mein Herz aufstöhnte in der Brust,
 Und auf die Lippe mir das Wort der Gnade
 Wollt' steigen, das des Henkers emsig Beil
 Zur Ruh' verwiesen hätte, wenn gesprochen;
 Und doch mein Mund das winz'ge Wort nicht sprach,
 Der feste Damm der bess'ren Ueberzeugung
 Den Strom des Mitleids hemmte, der mich fort
 Zu weichlichem Vergeben reißen wollte:
 Da hatt' ich einen guten Kampf gekämpft!
 Jetzt kann ich ruhig sein, von jeder Schlacke
 Der Leidenschaft weiß meine That ich rein.
 Das Weit're überlaß ich andern Mächten.“

Es folgt nun das Auffinden und Erkennen der unglücklichen Mutter, die Nachricht von dem Tode Jegórs, die ein Officier überbringt. Mit Peters zarter Fürsorge für die besinnungslos hingefunkene Olga und das Grab ihrer Söhne schließt die Tragödie.

Abgesehen von diesem allzusehr in Piano verhaltenen Schluß, ist Gelbocke's Dichtung von ungemein großem dramatischen Effect. Der Poet hat im Umgange und in der Anregung gleichgestimmter Geister seine volle Reife errungen. Der Stoff, den er gewählt, ist ein durch und durch dramatischer; die Beschränkung auf nur einen Act mit zwei Verwandlungen ist demselben trefflich angepaßt.

Die hochgehenden Wogen der Gefühle und Leidenschaften sind von dem Verfasser mit lebenswarmer, herzbewältigender Wahrheit und Kraft geschildert worden. Die Tragödie strotzt von der Fülle tiefer Gedanken. Die Verse (fünffüßige Jamben) sind glatt und wohlklingend, die Sprache edel und markig. Lebten wir nicht in der Zeit eines traurigen Verfalls der Poesie und einer Ueberbürdung des poetischen Marktes mit elendem Zeuge, diese einactige Tragödie allein hätte dem deutschen Dichter die Anerkennung der gesammten Nation eintragen müssen.

VII. Am 11. October 1855 wurde in der „Wolke“ das Wort „Brücke“ zur Bearbeitung aufgegeben, am 18. desselben Monats trug Gelbcke seine „Brücke des Heils“ vor, die er zehn Jahre später veröffentlichte. ¹⁾ Die Dichtung, zu welcher verschiedene religiöse Traditionen den Stoff lieferten, ist eine Legende, die uns der Autor einfach, in wahren, kindlich frommem Herzenstone erzählt: Nach der Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese öffnet sich zwischen Eden und dem Wohnort der Menschen auf der Erde ein unübersteiglicher Abgrund. Adam muß sich in das ihm auferlegte mühselige Leben finden und trägt es geduldig bis zu seinem Hinscheiden, wo noch einmal die ganze Qual der verlorenen Seligkeit ihn erfaßt. Da sendet er den Sohn Seth zum Engel, der den Eingang zum Paradies bewacht und bittet ihn um ein Zweiglein vom Baume des Lebens, unter dem er einst so glückliche Zeiten verbracht. Seth bringt den Zweig, und wie er dem Vater mit ihm Kühlung zusäthelt, sind alle Leiden und Schmerzen verschwunden, und Adam ist im Gefühle der Seligkeit gestorben. Seth pflanzt den Zweig aus Eden auf Adams Grab. Aus ihm wird ein wundervoller Baum, der alle Bäume des Gebirgs überragt und sie an Schönheit des Wuchses, der Blätter, Blüthen und Zweige weit übertrifft. Als Salomo den

1) Leipzig. Verlag von Julius Klinkhardt. 1865. 29 S. gr. 8.

Tempel baut und Hiram sieben Jahre hindurch für ihn die schönsten Stämme des Gebirgs von seinen Leuten fällen läßt, ist der Baum aus dem Paradiese der letzte, den ihre Art zu Boden legt und der zum Tempelbau nach Zion gebracht wird. Dort bleibt er unbeachtet, bis man ihn als Steg über einen Graben legt. Als die Königin von Saba in Jerusalem einzieht, um Salomo's Weisheit und seinen Tempelbau zu bewundern, erfast sie in der Nähe jener Holzbrücke ein Schauer tiefer, erschütternder Andacht und anbetend sinkt sie nieder. Ueber solchen Götzendienst zürnen die Juden, zerstören die Brücke und werfen den Stamm des Heils in den Sumpf. Mit der Zeit trocknet dieser aus, der mißachtete Baum kommt wieder zum Vorschein und aus ihm wird das Kreuz hergestellt, an welchem der Heiland gekreuzigt wird.

„Als er in bitterm Schmerzen dort
Am Kreuze sprach das Liebeswort:
„„Geh nicht mit ihnen ins Gericht,
Herr! was sie thun, sie wissen's nicht!““
Als in des Leidens Uebermacht
Er seufzend rief: „„Es ist vollbracht!““
Da war vollbracht die große That,
Die in des Herrn allweisem Rath
Beschlossen lag von Anbeginn:
Da lehnt sich über'n Abgrund hin,
Der uns verschlang, des Kreuzes Baum
Und einte Erd' und Himmelsraum.
Nun wandelt auf des Kreuzes Brücke
Der Sünder zu dem Heil zurücke
Und ruht in Edens sel'gem Frieden
Von dem ihn Adams Fall geschieden.“

Die einfachen jambischen Zeilen mit vier Hebungen passen vortrefflich zu der schlichten Erzählung, und die Freiheit, mit der die Reime in Silbenzahl und Stellung gehandhabt werden, gibt dem ernstesten Gedicht Leben und Bewegung.

VIII. Etwa im Anfang der sechziger Jahre (der Zeitpunkt ist nirgends angegeben, ist mir auch nicht mehr sicher im Gedächtniß) schrieb Gelbcke ein treffliches historisches Lustspiel in fünf Acten und in Prosa mit dem Titel: „Ein Wurm, der sich krümmt.“ Er las es in der „Wolke“ und im Kreise der nächsten Freunde vor und übergab es dann mir, um etwaige mir wünschenswerth erscheinende Veränderungen im Manuscript zu verzeichnen, was ich denn auch mit redlichem Bemühen gethan habe. Zunächst schlug ich ihm vor, den Titel zu ändern, den ich nicht nach meinem Geschmack, ja nicht einmal recht bezeichnend fand. Ich proponirte an Stelle desselben: „Auge um Auge“, oder „Wer den schärfsten Zahn hat, beißt den andern“, beides markante und den Inhalt charakterisirende Aussprüche, die im Stücke selbst vorkommen. Außer kleinen Feilstrichen und Veränderungen beantragte ich noch die vollständige Umgestaltung des Schlusses. Jetzt, wo mir das Manuscript durch die Güte der Familie wieder vorliegt, finde ich zu meiner Freude, daß diese Umänderung von Gelbcke nachträglich ganz in meinem Sinne gemacht worden ist, wodurch das Stück außerordentlich gewonnen hat.

Was nun das Drama selbst betrifft, so ist es ein sehr feines, geistreich aufgebautes Intriguenspiel, das zwar des vortheilhaften Elements eines jugendlichen Liebespaares entbehrt, sich aber sonst dem „Glas Wasser“ Scribe's dreist an die Seite stellen darf. Es spielt in St. Petersburg am Hofe der Kaiserin Anna von Rußland im Jahre 1740 und bewegt sich um die Rabalen und Umsturzpläne, die von dem damaligen Oberjägermeister und Minister Wolinsky ausgingen und hauptsächlich gegen den Günstling der Kaiserin, Herzog Biron von Kurland, und den Reichskanzler Grafen Ostermann gerichtet waren. Ihren Sturz hatte Wolinsky geplant, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen. Mit dem Scheitern der Intriguen dieses falschen Spielers, der vor dem Hochverrath an seiner Kaiserin

nicht zurückschreckt und mit der Befestigung der beiden deutschen Staatsmänner in der Gunst ihrer Monarchin schließt das Stück befriedigend ab.¹⁾ Besonders schön und ergreifend sind die Worte, in denen der edle Graf Ostermann die Stellung der eingewanderten Deutschen, die dem russischen Staate dienen, charakterisirt. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, eine dieser Reden hier mitzutheilen. Ostermann befindet sich in seiner Wohnung. Eben hat ihn sein kleiner Enkel Heinrich mit den Worten verlassen: „Ach, Großpapa, du hast mich gar nicht lieb!“ „Ostermann (allein). Ob ich dich liebe, mein Fleisch und Blut, du Sonnenschein meiner alten Tage, Bild meiner eigenen, längst entschwundenen Jugend! — Armes Kind! In was für ein Dasein hat das Schicksal dich geschleudert! Du hast keine Stelle auf dieser Erde, wo du einst sicher deinen Fuß hinsetzen und von der du sagen kannst: sie ist mein angeborenes Recht! Du und deine Kinder und deiner Kinder Kinder, ihr werdet hier ewig in der Fremde sein, so lange ihr meinen Namen tragt, und was ihr euer nennen wollt, das werdet ihr immer vertheidigen müssen. Man wird euch dulden müssen, so lange ihr die Stärkeren seid, — die Stärkeren an Aufopferung, Selbstbeherrschung, Thätigkeit, Redlichkeit und Bildung —, aber lieben wird man euch nicht. Neid und Mißgunst werden an eurem Frieden nagen, und alle Kraft des Widerstandes werdet ihr aus euch selbst schöpfen müssen. Darum sollt ihr euch frühe in den Waffen üben! — Nein, mein geliebtes Kind, thörichte Mutterliebe soll mir nicht das Erz von deinen jungen Gliedern schmeicheln, um sie in weiches Sklavengewand zu hüllen. (Nach einer Pause.) Ich kenne diesen Kampf! Unter ihm sind meine Tage dahingegangen, und keine Waffenruhe war mir veröhnt. — Wo die alten tausendjährigen Eichen rauschen,

1) Sollte die Direction irgend eines größeren Theaters den guten Geschmack haben, dies Lustspiel aufführen zu wollen, so ist der Verfasser dieses Nachrufs gern zur Vermittelung bereit.

wo sie das Eisen aus der rothen Erde graben, dort stand meine Wiege. Ich hatte ein Vaterland, und im Rausche der Jugend gab ich es leichtsinnig dahin. (Pause.) Hab' ich jetzt keines? Ist dieses fremde Land, dem ich ein thätiges Leben hindurch gedient, mir nicht eine zweite Heimath geworden? Ach, ja! meinem Herzen wohl; denn wofür er strebt und leidet, das wird dem Manne lieb; aber all' meine Arbeit, all' meine Erfolge, sie haben mir hier nicht das Bürgerrecht erkaufen können, das der niedrigste Sohn dieser Scholle mit auf die Welt bringt. Zu unaufhörlichen Anstrengungen, zu steter Wachsamkeit gezwungen, trägt mich in den Stunden der Ermattung, des Zweifels, der Entmuthigung kein freundliches Element und verleiht mir Kraft, wo ich verzagen will. Was ich für dieses große Reich erstrebe, wird in blindem Racenhasse angefeindet und zerstört; — was mir gelingt, gelingt nur durch die Kraft der eigenen Seele, durch die Macht der Wahrheit und durch die Unterstützung eines kleinen Häufleins, das ein einziger Schlag dieses ungefügen Riesen, den wir zum Menschen bilden wollen, zermalmen kann.“ . . .

IX. Shakespeare's Sonette. Bei seiner unumschränkten Herrschaft über die englische Sprache und die poetischen Formen im Deutschen war es für Gelbcke ein Genuß, sich an die schwierigsten dichterischen Uebersetzungsprobleme zu wagen. So theilte er in den fünfziger Jahren den Genossen der „Wolke“ nicht selten Proben seiner brillanten Uebertragung der Shakespeare'schen Sonette mit, die scrupulös mit den Originalen verglichen wurden. Ihre Zahl wuchs rasch heran, so daß der zweite Jahrgang der „Schneeflocken“ (1858) bereits die Nummern 1—51 bringen konnte. Im Jahre 1867 erschienen sie in ihrer Gesamtheit, verlegt vom Bibliographischen Institut zu Hildburghausen, im 10. Bande des deutschen Shakespeare. Später wurden sie noch einmal in der Hallberger'schen illustrierten Ausgabe des großen Dramatikers

gedruckt, ohne daß der Uebersetzer auch nur gefragt worden wäre. Gelbcke schloß sein sehr instructives Vorwort mit der Bemerkung, seiner Uebersetzung sei ganz zufällig der Vorzug rechtzeitiger Benützung der Massen'schen Untersuchungen über die in jenen Dichtungen vorkommenden und gemeinten historischen Persönlichkeiten zu theil geworden, und mit dem Wunsche, dieser Vorzug möge nicht der einzige sein, den man ihr zuerkennen wolle.

Die Kritik entschied sofort bei ihrem Erscheinen, daß Gelbcke's Arbeit noch viele andere glänzende Vorzüge vor den anderen bisher erschienenen Uebertragungen besitze, an denen sich wahrlich keine kleinen Meister der Uebersetzungskunst versucht hatten. Wer, selbst bei hervorragender dichterischer Veranlagung, es versucht hat, englische Poesie in dem Versmaß des Originals mit derselben Reimzahl und Reimstellung deutsch wiederzugeben, der hat die ungemeinen Schwierigkeiten kennen gelernt, welche die Kürze des englischen Worts dem Unternehmen entgegensetzt. Manche Uebersetzer haben sich die Sache bequem gemacht und den Versen des Urtextes in der deutschen Version einen Versfuß zugelegt. Da ist es denn keine große Kunst, in dem gegebenen Rahmen mit dem Inhalt fertig zu werden. Wer aber die Form des Originals genau wiedergibt, wie es ja bei Sonetten nicht anders denkbar ist, und dabei eine glatte, fließende, wohlklingende und treue Uebersetzung liefert, der hat in der That etwas ganz Hervorragendes geleistet. Gelbcke hat das zweifellos gethan, dessen Shakespeare-Sonette an Vollendung der Form und Treue des Inhalts alle bisher erschienenen — die Bodenstedts nicht ausgenommen — weit hinter sich gelassen haben. Wenn die Hallberger'sche illustrierte Zeitung „Ueber Land und Meer“ in ihrem Jahrgang 1876 (S. 228) eine Gruppe der ausgezeichnetsten Shakespeare-Uebersetzer im Bilde veröffentlichte und neben A. W. v. Schlegel, F. v. Bodenstedt, D. Gildemeister, Paul Heyse, N. Delius, Georg Herwegh, Herm. Kurz

und A. Wilbrandt auch das wohlgetroffene Portrait Gelbcke's seinen Platz gefunden hat und es im Text von ihm heißt, er sei mit Glück in den Wettkampf der zahlreichen Uebersetzer der Sonette eingetreten und habe sich unter diesen durch die Treue und Eleganz seiner Verdeutschung einen ehrenvollen Namen erworben, so ist ihm nicht mehr als sein gutes Recht zutheil geworden.

X. Tristram Shandy. Als Gelbcke es unternahm, Laurence Sterne's ausgezeichnetstes Werk „Tristram Shandy's Leben und Meinungen“ ¹⁾ zu übersetzen, trug er sich lange mit dem Gedanken, diesen köstlichen humoristischen Roman, aus Gründen der Wohlanständigkeit, nur bruchstückweise wiederzugeben und Alles das auszumerzen, was das sittliche Gefühl darin beleidigen könnte. Er mußte sich aber bald überzeugen, daß dies ein unmögliches Beginnen sei, daß man den feinen, witzigen, geistreichen, gutmüthigen, leichtsinnigen und üppigen Sterne so zu nehmen habe, wie er ist, oder ihn ganz bei Seite liegen lassen müsse. Denn was gut und nicht gut an ihm, ist zu einem so unlösbaren Ganzen verbunden, daß eine Scheidung zur Unmöglichkeit wird. Trotzdem nun Gelbcke, bei aller Hochschätzung für seinen Autor, viele Stellen seines Buches recht ungern übersetzte, hat er doch die größte Mühe gerade auf diese verwandt, und viele Stunden dem undankbaren Geschäft gewidmet, nach zweideutigen Ausdrücken und Redewendungen zu suchen, damit ein reiner Sinn unbehindert über jene Stellen hinweglesen könne und ein minder reiner davon gekitzelt werde, wie es freilich die stets geläugnete Absicht des Verfassers war. Durch diese Mühe und Sorgfalt gelang es dem Uebersetzer, eine so getreue Wiedergabe des Werkes in unserer Sprache hervorzubringen, wie sie nur gedacht und gewünscht werden kann. Das Erfrischende, Be-

¹⁾ Hildburghausen, Verlag des bibliographischen Instituts. 1869. 285 S. 80. (Vorrede vom December 1868.)

lebende und Erheiternde in Sterne's Schreibart ist mit ungewöhnlichem Tact und staunenswerther Geschicklichkeit im Deutschen reproducirt, und das Buch ist in der Uebersetzung genau geblieben, was es im Originale ist, „das beste Mittel, jene Mattigkeit zu verschuchen, die sich auf den niedersteigenden Pfaden jenseit der Höhe des Lebens so leicht unsrer Seelen bemächtigt.“ Daß wir uns im Tristram Shandy auf specifisch englischem Grund und Boden befinden, läßt Gelbcke keinen Augenblick vergessen. Er hat das schwierige Problem trefflich gelöst, dem Geiste unsrer Sprache gerecht zu werden, ohne doch die Eigenthümlichkeit des Originals darin aufgehen zu lassen.

XI. Johann Fischart und Rabelais' Gargantua. ¹⁾ Gelbcke schrieb diese Abhandlung, da ihn die Reihe als Lehrer traf, für das Programm der Anstalt, an der er thätig war. Sie ist die einzige wissenschaftliche Arbeit, die wir von ihm besitzen und die schmerzlich bedauern läßt, daß er seine hohen Geistesgaben nicht häufiger und nachhaltiger diesem Felde zugewandt hat — so viel Geist, so viel Akribie finden wir in den 54 Octavseiten der Schrift niedergelegt.

Sie beginnt mit der verschiedenartigen Beurtheilung Fischarts und seiner Schriften von seinem Lebensende an bis auf den heutigen Tag, gibt dann in kurzen Zügen eine ganz vortreffliche Schilderung des XVI. Jahrhunderts und betrachtet am Schlusse derselben Fischart als echten Sohn seiner vielbewegten Zeit. Die dürftigen biographischen Nachrichten, die wir von dem Dichter haben, schließen sich an. In einem Abschnitte voll literarisch-ästhetischen Scharfsinns folgt nun eine Gegenüberstellung der Poesie und der Prosa des Dichters mit glänzenden Bemerkungen über seinen Stil. Als natürliche Schlußfolgerung ergibt sich, daß die Besonderheit von Fischarts

¹⁾ Besonderer Abdruck aus dem Programm der St. Annenschule zu St. Petersburg. 1873—74. St. Petersburg. Buchdruckerei von Steenken und Lashinsky. 1874.

Talent ihren vollsten Ausdruck in der Bearbeitung des Gargantua von Rabelais finden mußte. Ein Capitel voll ausgebreiteten Wissens und geistvoller Beobachtung beleuchtet die Uebersetzungskunst des XVI. Jahrhunderts im Vergleich zu der heutigen und führt dann hinüber zu einem Vergleich zwischen Fischart und Rabelais. Ihre vollständige Congenialität wird dargethan, die Gemeinsamkeit ihrer meisten Vorzüge neben kleinen Unterschieden ihres geistigen Wesens und Charakters.

Der Verfasser untersucht im Weiteren das Verhältniß des Fischart'schen Gargantua zum Rabelais'schen und dabei interessirt uns ganz besonders die Schilderung derjenigen Partien, in denen Fischart bei seiner Bearbeitung vom Original abweicht, und der Abschnitte seines Buches, welche ganz sein Eigen sind.

XII. Rabelais' Gargantua und Pantagruel. Aus dem Französischen. ¹⁾ Wie Gelbcke in seiner Programmschrift bemerkt, unternahm er es, das enorm schwierige und umfangreiche Werk von Rabelais als eine „mühevollte Erholung nach andern Lebensarbeiten“ zu übersetzen, und zwar in einem Lebensalter, wo man seine Jahre sonst der wohlverdienten Ruhe zu widmen pflegt.

Rabelais war, bis zu Gelbcke's Uebertragung, trotz der bedeutenden Stellung, die er in der Weltliteratur einnimmt, dem deutschen Publicum verhältnißmäßig wenig bekannt. Bedingt war das theils durch seine Eigenart, theils durch den Mangel einer zugänglichen Uebersetzung. Einige alte, veraltete und verunglückte Versuche ²⁾ nach Fischarts

¹⁾ Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts (v. J.) (1879). 2 Bde. 495 und 428. S. 80.

²⁾ Ankündigung und Probe einer neuen Ausgabe von Fischarts Uebersetzung des I. Buches von Rabelais' Gargantua (von H. G. v. Bretschneider) Nürnberg 1775. — Dr. Eckstein, Gargantua und Pantagruel, umgearbeitet nach Rabelais und Fischart. Hamburg, b. Hoffmann. 1785—1787. 80. 3 Bde. — Probe einer Verdeutschung des Gargantua im Tone des 19. Jahrhunderts. Im Sächsischen Provinzialblatt von 1804. Bd. I., S. 201, Bd. II., S. 100.

Bearbeitung des Gargantua kommen hier nicht in Betracht. Eine treffliche Verdeutschung von G. Regis¹⁾ erschien zwar in neuerer Zeit, ist aber mit einer Last sehr fleißig gesammelter Anmerkungen und Erläuterungen schwer beladen, hat ihren „langsam würdevollen Weg“ vorzugsweise in die Studirstuben der Gelehrten genommen und blieb weiteren Kreisen fern. Zudem war sie bei dem Erscheinen von Gelbcke's Uebertragung bereits im Buchhandel eine Seltenheit. Aber Regis war auf die Schulle verfallen und hatte dieselbe consequent durchgeführt, die veraltete Sprache des Originals in einem ähnlichen Deutsch wiederzugeben, eine Manier, die zwar auf die Länge ermüdet, aber es möglich machte, einen großen Theil der Roheiten und Anstößigkeiten des Originals zu mildern und zu verdecken und das Grobkomische ins rechte Licht zu rücken. Dabei gelangten jedoch die philosophischen und humoristischen, die scharfgeschliffenen und leichtscherzenden Partien des Buches in dieser Sprache nicht zur rechten Wirkung.

Gelbcke, der wohlüberlegt von der Regis'schen Bearbeitung erst nach vollständiger Beendigung seiner Arbeit Kenntniß nahm, ging, unbeeinflusst von jenem, seinen eigenen Weg. Den einer längst vergangenen Zeit angehörigen Schriftsteller stellte er den Lesern unsrer Tage so dar, wie er seinen eigenen Zeitgenossen erschienen sein wird, zu denen er in ihrer Sprache redete, wenn er auch dieser Sprache, der von ihm gewählten Chronikenform entsprechend, einen etwas alterthümlichen Charakter verlieh. Bis zu dieser feineren Schattirung, nicht weiter, folgt ihm der neue Uebersetzer.

Wer jemals einen Blick in das Original geworfen hat, wird die ungeheure Schwierigkeit erkannt haben, dasselbe in einer fremden Sprache wiederzugeben. Treue — sonst der Vorzug einer guten Uebersetzung — überall und

1) Leipzig. Verlag von J. Ambros. Barth. 1832—1841. 2 Theile. in 3 Bdn.

ohne Ausnahme walten zu lassen, war hier einfach unmöglich. Die zahllosen Wortspiele, in denen der Autor sich gefällt, lassen sich in Stoff, Technik und Geist einer fremden Sprache nicht wiedergeben, und in solchen Fällen muß der congeniale Genius des Uebersetzers sich zu helfen wissen und mit den ihm zustehenden eigenen Mitteln ergänzend eintreten. Das hat Rückert in den Makamen des Hariri in musterhafter, gelungenster, aber auch freiester Weise gethan. So weit ist Gelbcke in seinem deutschen Rabelais nicht gegangen. Wo ein Nothfall nicht vorlag, war es sein redliches Bemühen, die Copie dem Original so ähnlich wie möglich zu machen.

Und daß dies ihm in vollendeter Weise gelungen ist, daß sein „Gargantua und Pantagruel“ sich lesen läßt, wie ein unmittelbar aus dem Geiste geborenes Original, in welchem des ursprünglichen Autors Genie und Humor raketenartig aus jedem Satze hervorblicken und schießen, — das hat die Kritik sofort nach dem Erscheinen in bemerkenswerther Einstimmigkeit anerkannt, und diesem Urtheil hat die folgende Zeit nicht widersprochen.

XIII. Gedichte. ¹⁾ Als Gelbcke die Schwelle des Greisenalters überschritten hatte, hegte er den Wunsch, seine gesammelten Gedichte in die Hände der Freunde zu legen. Er scheute die Deffentlichkeit, an literarischem Erfolge war ihm nichts gelegen, dennoch zwang's ihn, wie ein Naturgesetz, die zerstreuten Dichtungen zu sammeln und sie ans Tageslicht treten zu lassen. Er findet für diese Erscheinung in der „Widmung“ ein anmuthiges Bild:

„So siehst du des Korallenriffes Arme
Empor sich recken aus der blauen Welle,
Damit der Sonne Licht, das rosig warme,
Die dunkeln Kammern auch einmal erhelle,
Um deren jede sich ein kleines Leben,
Dem Trieb gehorchend, freudig hingegeben.“

¹⁾ Als Handschrift gedruckt. Heidelberg. 1884. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 295 S. 80.

Gelbcke kannte den Büchermarkt. Er empfand keine Reizung, von einem Duzend deutscher Verleger die stereotype Antwort zu erhalten, die jeder Autor, wenn er sich nicht zufällig bereits einen Namen gemacht hat, erhält: „Ich bedaure sehr, auf das freundliche Anerbieten, Ihre vor-
trefflichen Gedichte zu verlegen, nicht eingehen zu können, da ich bereits durch anderweitige Verlagsunternehmungen über meine Kräfte hinaus in Anspruch genommen bin.“ Der Dichter trug auch kein Verlangen, sich von mehreren Duzend unfähiger und verständnißloser Recensenten herunterreißen zu lassen. So ließ er denn, da die Mittel ihm nicht fehlten, den stattlichen Band seiner Gedichte als Handschrift auf eigene Kosten drucken.

Als ich in seinem Auftrage ein Exemplar an Paul Heyse sandte, mit dessen Petersburger Verwandten Gelbcke befreundet war, antwortete mir derselbe, er habe wohl öfter von Gelbcke gehört und geglaubt, es handle sich um einen sogenannten Hausdichter, der das erforderliche Talent für die poetischen Bedürfnisse eines Kreises befreundeter Familien besitze, und sei nun sehr verwundert und auf das angenehmste berührt, in ihm einen wirklichen und wahrhaften Dichter von Gottes Gnaden in voller glänzender Rüstung zu finden.

Mit Ausnahme des Anhangs: „Komische Gedichte“ enthält der Band dieser Poesien nur Vortreffliches. Wie ich schon unter II. bemerkte, daß Gelbcke die satirische wie die komische Ader gefehlt habe, so können auch diese Gedichte nicht als gelungen bezeichnet werden. Sie sind nichts weiter, als versificirte, bekannte gute und schlechte Anekdoten, denen durch die Zwangsjacke der gebundenen Rede die Einfachheit und dadurch ihre natürliche Wirkung genommen ist.

In fünf Abtheilungen hat Gelbcke seine Gedichte geschieden. Die erste enthält die Lieder — Frühlingslieder (11), 2 Pfingstlieder, Sommerlieder (11), Herbstlieder (10), 1 Winterlied, Liebeslieder (25), Trinklieder (6), Pilzlieder

(15), Abschiedslieder (5). Die Pilzlieder sind eine originelle Schöpfung von Gelbcke. Sie entstammen dem Sport der St. Petersburger Sommerfrischler, in den Wäldern die schönen, wohlschmeckenden Pilze aufzusuchen und sind während eines Landaufenthalts in Utschaki im Jahre 1883 entstanden. Besonders reizend ist die Einleitung, welche erzählt, wie die Elfen in ihrer nächtlichen Thätigkeit süße Beeren und Pilze aus dem Boden hervorrufen. Sie

„graben mit emsigen Fingerlein
In die thauige Erde, ins Moos hinein,
Und sieh' aus dem moosigen Pilze
Aufschießen die rosigen Pilze.“

Die zweite Abtheilung umschließt die „Vermischten Gedichte“. Unter ihnen ist manche köstliche Perle; sehr eigenartig der Cyklus „Des Burschen Lossprache und Auszug“, welcher die alte zunftmäßige Art der Ausbildung eines Musikers — ein dem Dichter naheliegendes Thema — behandelt. Aus der Reihe dieser Gedichte will ich nur ein einziges, wenig umfangreiches mittheilen. Die lieben Landsleute mögen es zu Herzen nehmen, welche sich einbilden, wir Deutschen im Auslande lebten in Freuden und üppigem Wohlsein, und keine Idee davon haben, wie trübe uns oft die Tage unter herzerreißendem Heimweh dahinschleichen:

Heimweh.

Ein Stück von meinem besten Leben
Hab' ich an dieses Land gegeben!
Im Jugendwahn bin ich gekommen,
Gleichgültig hat's mich aufgenommen;
Ich konnt's nicht hassen, konnt's nicht lieben,
Wollt wieder gehn und bin geblieben;
Ich hab' gelitten und gerungen,
Mein Glück ihm endlich abgezwungen,
Die Sehnsucht brach es doch in Scherben:
Ich möchte in der Heimath sterben!

Der letzte, arme Wunsch sollte ihm nicht erfüllt werden. Man sieht aber, wie der Oftermann seines Intriguenspiels aus der eigenen Seele herausgeschrieben war.

Die dritte Abtheilung, Spruchgedichte, enthält einen Reichthum menschlicher Weisheit in anmuthiger Form, der sie unsern besten epigrammatischen Poetien zur Seite stellt. Aber sie wird an poetischer Fülle und Macht durch den vierten Abschnitt, die Romanzen und Balladen, weit überragt. Hier drängt sich eine große Zahl poetischer Kleinode zusammen, die dem Besten gleichkommen, was die deutsche Poesie in diesem Genre hervorgebracht hat. Ich muß das Verlangen, den Lesern einige Proben dieser edlen Dichtungen mitzutheilen, gewaltsam bekämpfen, um die Liberalität der Redaction in der Gestattung des Raumes nicht zu mißbrauchen. Ich nenne nur: Die ewige Lampe (S. 172) mit seiner tiefen, religiösen Bedeutung, Nacht (S. 178), Poseidon (S. 186) von wahrhaft classischer Schönheit, Am Kreuzweg (S. 197), bei welchem ich die ältere, in den „Schneeflocken“ (I. S. 54 unter dem Titel: „Schenke“) veröffentlichte Form vorziehe, und endlich die düstere, tief ergreifende Ballade „Untreue“. ¹⁾ Wie anregend der poetische Verein auf Gelbcke wirkte, ergibt sich daraus, daß eine nicht geringe Anzahl seiner besten Balladen und Romanzen durch Aufgaben der „Wolke“ entstand. „Das Lied vom Sängerkriege“ ist die fünfte Abtheilung überschrieben. Sie ist das Bruchstück eines größeren, unvollendeten Epos. Das veröffentlichte Fragment und etwas von der Fortsetzung wurden im Jahre 1859 gedichtet. Die Aufgabe „Brücke“, der wir schon des Dichters „Brücke des Heils“ verdankten, ließ ihm noch keine Ruhe. Eine große erzählende Dichtung, anlehnend an unsre herrlichen, mittelalterlichen Volksepen, sollte das Thema nochmals in anderer Weise behandeln. „Das Lied vom

¹⁾ Ich darf wohl mit Recht erwarten, daß die Herausgeber unsrer besten Gedichtsammlungen und Musenalmanache sich künftig diesen Schatz nicht entgehen lassen werden.

Sängerkrieg“ (264 Nibelungenstrophen), so vollendet und abgeschlossen in sich, ist doch nur die Einleitung zu dem großartig geplanten Werk. In dem Gegebenen wird der Sängerkampf auf der Wartburg in wahrhaft entzückender Weise erzählt. Der Streit ist entschieden, das Urtheil gefällt, Klingor verschwunden, Heinrich von Ofterdingens Harfe vom Henker zerbrochen, ihm selbst das ritterliche Kleid von den Schultern gerissen — so ist er in härenem Gewande in die Verbannung gezogen. Der edle Landgraf, zum Kaiser entboten, ritt von dannen. Die hochgemuthen Sänger sind im Begriff, sich von der schönen Landgräfin zu verabschieden. Sie läßt vom Schenken einen goldenen Becher mit Wein füllen

Und schnell aus seinen Händen nimmt sie den edlen Trank,
Den Meistern ihn zu spenden als letzten Liebesdank,
Und da sie just den Becher an ihre Lippen hält,
Sinkt aus des Himmels Köcher ein Strahl der Abendsonne auf die Welt.

Durch hoher Fenster Bogen, weit übers grüne Thal
Kommt er dahergeslogen und leuchtet durch den Saal;
Wie eine Flammenbrücke spannt sich der güldne Schein
Und lockt die ird'ichen Blicke in Himmelsglanz und Herrlichkeit hinein.

Von seinem Licht umwoben steht da die edle Frau,
Den Blick gewandt nach oben, versenkt in selige Schau;
Ihr Herz so arm an Glücke, fragt still bei sich und weint:
„Wie heißet doch die Brücke, die edlem Sinne Erd' und Himmel
eint?“

Und was das Herz, das wunde, sich heimlich selbst vertraut,
Es steigt empor zum Munde und wird in Worten laut:
„Nun, liebe Meister, saget, eh' daß ihr wandert fort,
Darum mein Herz verzaget: wie heißt die Brücke zwischen hier
und dort?“

Sie reicht Herrn Reimaren den Becher, da sie fragt;
Der Alte, grau von Haaren, hinsällig und betagt,
Trinkt langsam von dem Weine, dann neigt er sich und spricht:
„Die beste Brück', ich meine, ist Buße, denn sie führt aus Nacht
zum Licht.“

Und reicht den Becher weiter, der Schreiber faßt ihn gut,
Die Lippe frisch und heiter neßt er mit Weines Fluth,
Dann hebet er die Blicke und spricht zur Gräfin laut:
„Liebe nenn' ich die Brücke, die zwischen Erd' und Himmel
hingebaut!“

Da streckt Herr Walter schnelle die Hand nach dem Vocal,
Er schlürft die goldne Welle mit Haß ein andermal
Und spricht: „Nun, edle Fraue, so hör' auch meinen Rath,
Hinan zur Himmelsaue führt eine Brücke nur, — die heißet:
That!“

„Nicht Liebe, That noch Buße“, so spricht Herr Wolfram jetzt,
Da er mit ernstem Gruße den Becher abgesetzt,
„Wird dir die Brücke bauen, die dich gen Himmel führt,
Ein innig Gottvertrauen, der Glaube nur vermag's, der Berge
rührt.“

Da nimmt die Edel-Holde von ihrer Brust das Kreuz,
Das Kreuz aus rothem Golde und Edelstein und beut's
Dem gottgeliebten Säng'er mit süßer Hulde dar!
Und scheidend weist nun länger im Schlosse nicht die liederkund'ge
Schaar.

Die Frage der schönen Landgräfin nach der Brücke zwischen Diesseit und Jenseit und die Antworten der Sangesmeister treiben einen Bagen der hohen Frau, einen hochbegabten, anmuthigen, eben zum Jüngling reisenden Knaben, in die Welt hinauszuwandern und jene Brücke zu suchen. Die Erlebnisse dieses Jünglings sollten den Inhalt des Epos bilden.

Man kann wohl mit vollem Rechte sagen, daß niemals edler im Geiste unsrer schönsten mittelalterlichen Poesie gedichtet worden ist, als in diesem Fragment, und das schmerzlichste Bedauern erfüllt uns, daß es der Dichter nicht weiter geführt hat. Eine, wenn auch nicht sehr weit gehende, Fortsetzung muß sich noch in Gelbcke's schriftlichem Nachlaß finden, denn am 6. Februar 1859 waren bereits 312 Strophen vollendet. Wie man sieht, hat es sich der Dichter mit der Form nicht leicht gemacht. Er hat die Nibelungenstrophe gewählt, aus 8 Halbversen be-

stehend, von denen jeder drei Hebungen, der achte deren vier hat. Die Halbverse 2, 4, 6, 8 reimen stumpf nach modernem Sprachgesetz, die Halbverse 1, 3, 5, 7 klingend. Die Reime sind fast ausnahmslos von bewunderungswürdiger Reinheit.

XIV. Die englische Bühne zu Shakespeare's Zeit.¹⁾ Ueber dieses letzte, wahrlich nicht geringste, unter den Werken Gelbcke's kann ich mich kurz fassen. Sind es doch kaum anderthalb Jahre her, daß dasselbe in der Allgemeinen Zeitung²⁾ von einem Sachverständigen in ungemein anerkennender Weise besprochen wurde. Der Verfasser dieser Kritik sagte, daß die Uebersetzung der zwölf Dramen von Shakespeare's Zeitgenossen, welche die drei von Gelbcke veröffentlichten Bände enthalten, nicht freudig genug begrüßt werden könne; daß man für das Buch dankbar sein müsse, insbesondere wenn die Uebersetzungen so viel Lob verdienen, wie die des bewährten Uebersetzers. Er nennt die drei Bände „das Product ebenso gewissenhafter Arbeit als eines sprachgewandten Talents“ und hegt „den innigen Wunsch, daß dieselben die entsprechende Anziehungskraft auf die deutschen Leser ausüben mögen, damit Gelbcke's Mühe jeglichen Lohn finde.“ Auch die Selbstverläugnung des Uebersetzers wird freundlich anerkannt, der zu den Erläuterungen und Erklärungen einem andern (Robert Boyle) das Wort überließ, den er hiezu für mehr berufen hielt, als sich selbst, obwohl die Mittel auch zu dieser Arbeit ihm reichlich zu Gebote gestanden hätten. Ich habe diesen Urtheilen eines gelehrten Fachkenners nichts hinzuzufügen und verweise, was die Einzelheiten betrifft, auf die Kritik selbst.

1) Zwölf Dramen seiner Zeitgenossen, übersetzt von Ferd. Ad. Gelbcke. Mit Einleitungen von Robert Boyle. Leipzig. 1890. Verlag von F. A. Brockhaus. 3 Bde.

2) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 11. December 1890 Nr. 343 (Beilage-Nummer 290) S. 2. Von Shakespeare's Zeitgenossen.

Außer dem Schillerfestspiel und der Fortsetzung des großen Epos muß noch mancherlei Treffliches in dem Nachlasse Gelbcke's ruhen. Eine größere Anzahl von Gedichten hat man bereits aufgefunden.

Mit der Beendigung seiner letzten großen Arbeit schien seine ungewöhnliche Lebenskraft erschöpft zu sein. Der Achtundsiebzigjährige war hinfälliger, als man von seiner sonstigen körperlichen Zähigkeit hätte erwarten sollen. Für die Petersburger Gesellschaft war er bereits seit Jahren gestorben; jeder lebendige Verkehr mit derselben hatte lange aufgehört. Bei meinem Aufenthalt in Rußland im Jahre 1889 sah ich ihn zum letzten Mal. Damals schon hatte sich bei ihm in der Unterhaltung ein gewisses Suchen nach dem Wort eingestellt, eine Art Aphasie, von der früher nicht die Spur zu bemerken war. Aber das Wiedersehen des Freundes verjüngte ihn sichtbar. Mit den lebhaftesten Farben schilderte er seine goldene Hochzeit und beim Becher edlen Weines war er wieder der Alte. Doch das war nur ein Aufblühen. Er selbst fühlte das rasch zunehmende Verfallen der Geisteskraft und nahm von mir Abschied in einem Briefe, den er als den letzten bezeichnete. Seit dem Anfang dieses Jahres verließ er das Lager nicht mehr. Da er während der fünf Monate, die er ununterbrochen im Bette zubrachte, fast niemals klagte, selbst dann nicht, als er bei dem Versuche, allein aufzustehen, den Schenkel gebrochen hatte, darf man annehmen, daß er wenig gelitten hat. In den letzten zwei Wochen nahm er, außer einigen Tropfen flüssiger Nahrung, keine Speise mehr zu sich. Am 20. Mai Nachmittags schlief er sanft ein, in Gegenwart der Tochter, die nur am Ausbleiben des Athems erkannte, daß Alles vorüber sei. Er hatte ein schönes Leben gelebt und war einen schönen Tod gestorben. Obwohl er in der letzten Zeit stets bei Besinnung gewesen, war ihm doch das Interesse für das menschliche Dasein und Alles, was damit zusammenhängt, längst entschwunden.

Gelbcke hatte angeordnet, daß sein Begräbniß in größter Stille stattfinden solle. Ja, er hatte sogar Bestimmungen getroffen, die unmöglich eingehalten werden konnten. Bei seiner Scheu vor der Deffentlichkeit, die er nie verläugnete, bei seinem Widerwillen gegen Alles, was nur im entferntesten wie Effect ausfah, hatte er den Söhnen zur Pflicht gemacht, den Prediger zu bitten, in der Leichenrede von allem die Person Betreffenden abzu- sehen. Der junge Geistliche der reformirten Kirche, selbst ein begeisterter Verehrer der Werke des Verstorbenen, ist diesem Wunsche, soweit es möglich war, in tactvollster Weise nachgekommen.

Am 23. Mai bettete man den edlen Todten in den Sarg und brachte ihn in das Gotteshaus. Seine Züge waren schön und friedlich, von keinem Schmerz entstellt; er schien zu schlafen. Ein frischer Lorbeerkranz, der ihm auf die Brust gelegt wurde, war Alles, was die deutsche Heimath ihrem dahingegangenen Sohne sandte. Bei der Beerdigung hatten sich etwa dreihundert Freunde, Bekannte und Verehrer des Verstorbenen eingefunden. Die Fürstin Bjelossélski legte selbst einen prachtvollen Kranz am Sarge nieder. Die früheren St. Annen-Schüler, die Lehrer dieser Anstalt, die in St. Petersburg weilenden ehemaligen deutschen Corps-Studenten, die Insassen des Bjelossélski'schen Asyls, alle hatten den herrlichsten Blumen- schmuck gebracht oder gesandt.

Nun ruht er auf dem schönsten der Friedhöfe St. Peters- burgs zwischen der vorangegangenen heißgeliebten Frau und dem an der Schwelle einer glänzenden Laufbahn ge- schiedenen Sohne. Nicht weit von seinem Grabe flüstern die Wellen des Meeres. Ueber ihm rauschen dieselben Baumwipfel, wie über der Ruhestätte des edelsten unter den Dichtern der Sturm- und Drangzeit, Maximilian Klingers, dessen Grabchrift auch für Gelbcke ihre volle Gel- tung hat: *Ingenio magnus, pietate major, vir priscus.*